

Amts- und Anzeigebblatt

für den

Bezirk des Amtsgerichts Eibenstock und dessen Umgebung.

Erscheint
wöchentlich drei Mal und
zwar Dienstag, Donner-
stag und Sonnabend. In-
sertionspreis: die kleinste
Zeile 10 Pf.

Abonnement
vierteljährlich 1 M. 20 Pf.
(incl. Bringerlohn) in der
Expedition, bei unsern Vo-
ten, sowie bei allen Reichs-
Postanstalten.

Verantwortlicher Redacteur: E. Hannebohn in Eibenstock.

Nr. 21.

31. Jahrgang.
Sonnabend, den 16. Februar

1884.

Bekanntmachung.

Die am 15. dss. Mts. fällig werdenden **Gemeindeanlagen** sind läng-
stens bis

den 25. dss. Mts.

zur hiesigen Stadtkasse abzuführen und werden die Anlagepflichtigen mit dem
Bemerkten darauf aufmerksam gemacht, daß nach Ablauf dieser Frist gegen die
Säumigen unverzüglich mit executivischer Beitreibung ihrer Anlagen vorgegangen
werden wird.

Johannegeorgenstadt, den 13. Februar 1884.

Der Stadtrath.
Böhm.

Bekanntmachung,

die Anmeldung der **Ostern 1884 schulpflichtig werdenden**
Kinder betreffend.

Ostern 1884 werden alle diejenigen Kinder schulpflichtig, welche bis dahin
das 6. Lebensjahr erfüllt haben.

Außer diesen können auch solche Kinder der Schule zugeführt werden, welche
bis 30. Juni 1884 das 6. Lebensjahr vollenden.

Von diesen Kindern, sowohl von den gesetzlich schulpflichtigen, wie den legt-
erwähnten, wenn sie schon zu Ostern 1884 in die Schule eintreten sollen, sind

die Knaben Montag, den 18. Februar dss. Jrs., Nachmittags von
2—4 Uhr und

die Mädchen Dienstag, den 19. Februar dss. Jrs., Nachmittags
von 2—4 Uhr

in hiesiger Schule im Zimmer des Directors — 1 Treppe — besonders anzumelden.

Bei dieser Anmeldung ist **zunächst die Erklärung abzugeben, ob
das betreffende Kind in der I. oder II. Bürgerschule Aufnahme
finden soll**, ferner ist für alle Kinder ein Impfschein und für Kinder, die aus
Gesundheitsrücksichten vom Schulbesuche noch zurückgehalten werden sollen, ein
ärztliches Zeugniß über die Nothwendigkeit dessen, für die nicht in hiesiger Stadt
geborenen Kinder aber außerdem ein Tauf- oder Geburtszeugniß beizubringen.

Eibenstock, den 12. Februar 1884.

Der Schulausschuß.
Böcher.

B.

Die Berichtigung des am 15. dieses Monats fällig gewesenen 1. Termins
der diesjährigen **Communalanlagen** wird mit dem Bemerkten in Erinnerung
gebracht, daß nach Ablauf der zur Zahlung nachgelassenen Stägigen Frist gegen
etwaige Restanten das Executionsverfahren eingeleitet werden wird.

Schönheide, am 16. Februar 1884.

Der Gemeinderath.

Der Welthandel und seine Bedeutung.

Der Begriff Welthandel in seinem heutigen Sinn
gehört erst der Neuzeit an. Nicht die blühendsten
Zeiten des mittelalterlichen Handels, geschweige denn
desjenigen der alten Welt, können Anspruch auf diese
Bezeichnung machen. Die Ära des Dampfes mit
ihrer tausendfältigen Vermehrung und Verstärkung
der Verkehrs- und Produktionsmittel ist es, welcher
der Welthandel seine heutige Entwicklung und Höhe
verdankt. Aber auch die elektrische Telegraphie hat einen
wesentlichen Antheil an dieser Entwicklung. Die
Schnelligkeit der Nachrichten von den Weltmärkten
und besonders den auf ihnen vor sich gehenden Be-
wegungen sind oft wichtiger als die mehr oder min-
der große Raschheit des Transportes. Habe ich auf
telegraphischem Wege ein vortheilhaftes Geschäft ab-
geschlossen, so kann ich überdies zur schnelleren Ver-
werthung des Geschäftes einen höheren Frachtsatz
anlegen.

Bergegenwärtig man sich den gewaltigen Auf-
schwung, den industrielle und landwirtschaftliche Pro-
duction und Consumtion seit hundert Jahren genom-
men und bedenkt dabei, daß die Bevölkerung der Erde
seitdem nicht entfernt in dem Maße gewachsen ist, so
steht man vor einer Thatsache, Angesichts deren man
sich des Staunens nicht erwehren kann. Wäre die
Verbrauchsfähigkeit des Menschengeschlechtes seit die-
sem Zeitpunkt nicht ins Ungeheure gestiegen, so würde
jene Entwicklung nicht haben vor sich gehen können.
Eine gesteigerte Verbrauchsfähigkeit setzt aber das ma-
terielle Vermögen nothwendig voraus. Die Dampf-
ära hat also das Menschengeschlecht durch alle Schich-
ten im hohen Grade wohlhabender gemacht.

Hier entsteht unwillkürlich die Frage, ob denn diese
auf der Vervielfältigung der Bedürfnisse beruhende
Verbrauchsfähigkeit in der That ein Vortheil für die
Cultur sei. Haben doch alle Moralphilosophen und Phi-
losophen die Bedürfnislosigkeit als eine der höchsten
menschlichen Tugenden gepredigt und hochgepriesen.
Das ist doch ein Widerspruch, wie er greller nicht
gedacht werden kann. Und auf die Cultur kommt es
doch immer in erster Linie an. Hätten also die Mo-
ralprediger und Philosophen recht, so würden wir
Grund genug haben, den Watt, Stephenson, Fulton,
Fargreaves, Cartwright, Cort, Bessemer u. s. w. zu
fluchen. Nun lehrt aber die Erfahrung, daß mit der
wachsenden materiellen Cultur auch die Gesittung zu-
nimmt. Der Landmann, der Arbeiter leiden sich
besser, wohnen besser, leben besser, weit besser heute
als ehemals; mit der erhöhten Lebenshaltung hebt sich
auch das moralische Element im Menschen, Krank-
heit, Elend, Verbrechen mindert sich, ebenso wie
es mit der verminderten Lebenshaltung in eine rück-
gängige Bewegung eintritt. Natürlich hat dieser Auf-
schwung auch wieder seine Schattenseiten. Die Ent-

wicklung hat einen zu schnellen Verlauf genommen,
der Mißbrauch der Güter und Vortheile, die sie
brachte, ist nicht ausgeblieben. Kein vernünftiger
Mensch hat aber auch je daran gedacht oder die Vor-
aussetzung gehegt, daß die Dampfzeit in einseitiger
Weise nur Segen und Vortheile spenden werde.

Man hört so viele Klagen über die Capitalmacht,
über den Luxus und andere Früchte der Dampfzeit.
Ohne die Capitalmacht wäre aber gewiß nicht der
fünfundzigste Theil der heutigen Eisenbahnen, Fabriken,
Dampfer u. erbaut worden. Und wenn man im
Stande wäre, den gegenwärtigen Luxus zu beseitigen,
so würde man viele der verbreitetsten und einträg-
lichsten Industriezweige brach legen und damit viele
Tausende von Arbeitern um ihren Erwerb bringen.
Wer also die Vortheile einer Sache genießen will,
wird nothwendig auch ihre Schattenseiten, oder doch
einen Theil derselben, mit in den Kauf nehmen müs-
sen. Natürlich ist Jeder bestrebt, sich den letzteren
soviel als möglich zu entziehen und dies gemeinsame
Streben führt nothwendigerweise zu einer dagegen
gerichteten Thätigkeit, die mit der Zeit auch Mittel
und Wege finden wird, dieselben zum allgemeinen
Besten zu verringern. Die Dampfzeit und mit ihr
der Welthandel haben eine neue, vorher nie geahnte
Epoche in dem Culturleben der Menschheit eröffnet.
Wir stehen erst im Beginn dieser Entwicklung —
darf man da schon Anspruch auf etwas Ganzes, Vol-
lendetes, Festbegündetes machen? Was sind hundert
Jahre im Leben der Menschheit? Und dennoch! läßt
sich irgend eine andere Zeit in ihrer Geschichte auch
nur im Entferntesten mit dieser vergleichen? Dieses
Jahrhundert hat in seiner Riesearbeit auf allen nur
möglichen Gebieten mehr geleistet als alle vorhergeh-
enden Jahrtausende zusammengenommen.

Der Welthandel ist die tausendfältig geschäftige
Hand, die den Austausch der Producte aller Zweige
und jeder Art, geistiger wie materieller, über Länder
und Meere, über Flüsse und Seen, über Berg und
Thal vermittelt. Wo sich Mangel herausstellt, be-
wirkt er diese Vermittlung mit der Geschwindigkeit
des Windes und mit der Pünktlichkeit eines Uhr-
werks; seine Parole heißt: schnell und rechtzeitig. Und
darin liegt seine wichtigste, seine größte Bedeutung.
Die Zeit der Hungersnöthe ist vorüber; ja es kann
kaum noch Theuerungen geben, wie sie ehemals so
häufig vorkamen. Noch im Jahre 1880 hätte Europa
bei den damaligen Mizernten eine Hungersnoth er-
lebt, wenn der Welthandel nicht ausgleichend einge-
treten wäre. Welcher Gewinn an Menschenleben liegt
in diesem Ergebnis, wie vielem Elend — physischem
wie moralischem — ist dadurch vorgebeugt, wie viel
Verlust an Geld und Gut ist dadurch, namentlich den
unbemittelten Klassen, erspart? Man hat sich daran
gewöhnt, unser Zeitalter ein materielles zu nennen.
Man sieht aber, daß sich sogar seiner materiellsten

Seite ein beachtenswerthes ideales Moment abgewin-
nen läßt.

Tagesgeschichte.

— Deutschland. Die Thätigkeit des Deut-
schen Offizier-Vereins, über dessen definitive Con-
stituierung erst kürzlich berichtet wurde, soll sich keines-
wegs auf die Kreise der Offiziere beschränken, viel-
mehr können demselben auch „alle sonstigen Militär-
personen und Beamte der Militär- und Marine-Ver-
waltung als außerordentliche Mitglieder beitreten.“
Das Betriebscapital wird durch einmalige Zahlung
von 10 Mark Eintrittsgeld seitens der ordentlichen
Mitglieder und eines laufenden Jahresbeitrags von
3 resp. 2 Mark seitens der außerordentlichen Mitglieder
beschafft. Ferner sollen Antheilscheine in Höhe von zu-
nächst 500,000 M. ausgegeben werden. Durch Comités-
beschluss kann diese Summe auf 2,000,000 Mark er-
höht werden. Wie die „Vossische Zeitung“ hört,
haben sich bereits hochstehende Personen bereit er-
klärt, sich an den Zeichnungen mit größeren Beträgen
zu betheiligen und es wird in Aussicht gestellt, daß
der an zwei Millionen fehlende Rest von hoher Seite
ausgedeckt werden soll. Die Antheilscheine sind bis
zu 5 pCt. verzinslich und zu 105 pCt. durch Aus-
lösung zu amortisiren. Der deutsche Offizierverein
verliert seinen Charakter als privater Consumverein
dadurch, daß die Mitwirkung staatlicher Behörden
ausdrücklich in Anspruch genommen wird. So ist
der Jahresabschluss dem Polizeipräsidenten von Berlin
mitzutheilen; Statutenänderungen bedürfen theils der
landesherrlichen Genehmigung, theils der Genehmigung
der Minister des Krieges, des Innern und der
Justiz.

— Oesterreich. Das Abgeordnetenhaus hat
ein Gesetz über die Entschädigung für unschuldig
Verurtheilte angenommen. Danach hat der
Staat Ersatz zu leisten, wenn ein vermögensrechtlicher
Nachtheil aus der Verurtheilung erwachsen ist. Bei
einem zum Tode Verurtheilten kann dessen Familie
Entschädigung beanspruchen. Für schuldlos ausge-
standene Untersuchungshaft gewährt der Staat keine
Entschädigung.

— Ueber dreihundert Personen sind wegen „so-
zialistischer Umtriebe“ vom 31. Januar bis 7. Februar
aus Wien verwiesen worden. Die in Wien
erscheinende „Deutsche Wochenschrift“ entwirft ein
ungemein trauriges Bild von dem in Wien herr-
schenden Geiste, wonach man fast annehmen muß,
daß die Zustände in dieser Hinsicht noch schlimmer
geworden sind, wie sie i. J. durch die Flammen des
Ringtheaterbrandes eine so grelle Beleuchtung fan-
den. Klägliche Gesinnungsschwäche, Liebedienerei und
Ordenssucht im Gemeinderath, der Geist des „Kette
sich wer kann“ und des „Nach uns die Sündfluth“

auch in der Presse (mit rühmlichen Ausnahmen), das Volk von seinen Vertretern und Verteidigern verlassen — so ist der geistige Zustand in der einst so tapfern Kaiserstadt an der blauen Donau. Es scheint fast, daß die Vergnügungssucht, infolge deren Wien mit der Zeit berüchtigt geworden und die jetzt auch über den unangenehmen Eindruck des kleinen Belagerungszustandes hinausgeholfen muß, den letzten Rest vom geistigen Erb bei diesen modernen Phäaken ertödtet habe.

— Frankreich. Daß es mit Frankreichs Finanzlage ziemlich trübe auszu sehen beginnt, ist längst kein Geheimniß mehr. Ein ständiges Deficit von Hunderten von Millionen Frs. bei fortgesetzter Vermehrung und Steigerung der Steuern liefert den klaren Beweis für diese Thatsache. Wie stark der finanzielle Rückgang des Landes ist, läßt sich aus dem Mißerfolg der neuen Rentenanleihe ersehen. Denn als einen solchen muß man es, trotz der nominellen Ueberzeichnung der Anleihe betrachten, wenn die Titel derselben bereits unter dem Zeichnungspreise zu haben waren, und wenn ein großer Theil der Einzahlungen mittelst Staatskassanweisungen geleistet wurde. Mit dieser Thatsache scheint es zusammenzuhängen, daß, wie aus Paris gemeldet wird, der frühere Finanzminister Leon Say daselbst aus Nizza eingetroffen sei, um, nach Meldung einiger dortiger Morgenblätter, mit dem Konseilspräsidenten Ferry wegen Uebernahme des Portefeuilles des Finanzministers zu verhandeln. Sollte sich diese Nachricht bestätigen, so würde sie eine Rückkehr der französischen Finanzverwaltung zu den früheren Grundzügen bedeuten, nämlich zu einer Anlehnung an die großen Finanzgruppen, von deren Herrschaft man sich unter dem jetzigen Ministerium befreien wollte. Leon Say gilt als der Freund der Rothschilds und hat sich nachträglich auch als Gegner des bekannten Planes Freycinet's erklärt, der, wie man sich erinnert, auf Errichtung eines selbstständigen (des dritten) Bahneines hinauslief, um den Staat von den großen Eisenbahn-Gesellschaften und ihrem finanziellen Einfluß unabhängig zu machen. Nachdem die Ausführung dieses Planes wegen der schlechten Finanzlage des Staates den erwähnten Gesellschaften größtentheils übertragen werden mußte, kann auch die Wiederannäherung an die maßgebenden Finanzgrößen, welche in der Ernennung Herrn Says zum Finanzminister zu erblicken wäre, nicht mehr so arg überraschen. Immerhin hätte man wohl erwartet, daß nicht gerade der Zeitpunkt der soeben bewirkten Emission einer neuen Staatsanleihe zur Herbeiführung eines Wechsels im Finanzministerium gewählt worden wäre.

— Rußland. In Petersburg sind neuerdings Proklamationen verbreitet worden, welche viel gemäßigter als die gewöhnlichen der Nihilisten sind und selbst nicht einmal eine Verfassung nach europäischem Muster verlangen. Ganz Rußland soll Volksvertreter wählen, die alljährlich einmal zusammentreten; der Czar kann sich mit der Meinung der Minderheit oder der Mehrheit einverstanden erklären; die von ihm gewählte Meinung erhält gesetzliche Kraft. Ferner wird verlangt Freiheit des Glaubensbekenntnisses, Abschaffung der Strafsenfur, Geschworenen-Gerichte für Preßvergehen und Begnadigung aller politischen Verbrecher.

— Amerikanische Repressalien. Einer der größten rheinischen Firmen im Weingeschäfte ist dieser Tage folgendes Schreiben zugegangen: „Chicago, 25. Januar 1884. Hiermit möchte ich auf's Höflichste Sie der Mühe entheben, mir ferner Circulare oder Preislisten zu senden, indem ich mir das gerechte Princip angeeignet habe, keine deutschen oder französischen Weine mehr zu importiren, bis das einfältige Schweinefleischwaarenverbot aufgehoben ist. Bis dahin wollen wir uns unseren feineren einheimischen Weinen mehr Geltung verschaffen, die solche längst verdient hätten.“

Sächsische Nachrichten.

— Dresden, 14. Februar. Seit gestern Abend sind im Georgenthor, welches sich bekanntlich unterhalb des I. Residenzschlosses befindet und den Verkehr von Altstadt nach Neustadt vermittelt, Schilowachen aufgestellt, eine Maßregel, die bis jetzt nicht bestand und welche man auf das Auffinden einer Quantität Sprengpulver zurückführt. Von anderer Seite wird behauptet, daß die Aufstellung nur zu größerer Sicherheit des Schlosses erfolge, ohne daß eine besondere Veranlassung zu Befürchtungen vorhanden sei. Jedenfalls erscheint die plötzliche Maßregel etwas auffällig und vielleicht durch die seitens der sozialdemokratischen Landtagsabgeordneten in der Zweiten Kammer gehaltenen aufregenden Reden erklärlich.

— Dresden. In einem der Gäßchen der Wilsdruffer Vorstadt lag dieser Tage das wenige Mobiliar einer armen Familie auf der Straße. Krankheit und Arbeitslosigkeit hatten den Besitzer des ärmlichen Hausstandes den Hauszins nicht erwerben lassen können, und der Wirth war nicht zu bewegen gewesen, die Habe noch länger im Hause zu behalten. Verzweifelt sah die Frau nach Hilfe suchend aus, aber nirgends schien sich eine solche finden zu wollen. Da trat plötzlich ein älterer Herr an dieselbe heran und fragte sie nach dem Namen ihres Mannes, nach

dem des Hauswirths und nach der Ursache der Zahlungsunfähigkeit. Schlicht und offen erzählt sie demselben das Unglück, das sie betroffen. In diesem Augenblick kam auch der Ehemann von seiner Entdeckungstour nach einer neuen Wohnung zurück. Ein Blick des Fremden genügte, um ihn zu überzeugen, daß hier wirklich Gram und Sorge an dem Körper des Mannes nagten. „Haben Sie ein Logis gefunden?“ fragte er theilnehmend. „Ja, Herr“, antwortete dieser und nannte ihm das gefundene Quartier. Dieser schrieb es sich auf und ging dann fort. Kurz darauf erschienen zwei kräftige Dienstleute, welche die wenige Habe aufstuden und sie nach dem neuen Bestimmungsort schafften. Als das Ehepaar mit den zwei kleinen Kindern dort ankam, trat ihnen der neue Wirth entgegen und sagte denselben, ein fremder Herr sei dazugewesen und habe ein halbes Jahr Zins pränumerando bezahlt und er werde auch noch mehr senden. Kurz darauf erschien ein Markthelfer mit einem Korb Lebensmittel aller Art, ein Kohlenfuhrmann brachte eine tüchtige Ladung Holz und Kohlen, und ein benachbarter Producenthändler ließ der freudig überraschten Familie sagen, daß ein Fremder bei ihm gewesen und 10 Mark für Kartoffeln, Gemüse &c. hinterlegt habe, das ihnen jeder Zeit zu Gebote stände. Ein Zettel, den der Markthelfer abgab, sagte nur die wenigen Worte: „Gott hat mir mein einziges Kind von der Diphtheritis gerettet, beten Sie zu ihm, daß er ihm ferner Gesundheit schenke!“

— Aus dem böhmischen Erzgebirge, 13. Februar. Die vom Erzgebirgsvereine Joachimsthal projektirte und durch Sammlung eines dazu bestimmten Fonds ermöglichte Erbauung eines massiven Aussichtsturmes auf dem höchsten Punkte des Erzgebirges, dem Reiberge, war auf 7000 Fl. veranschlagt, wird aber jedenfalls etwas mehr kosten. An dem Thurme ist seit dem vorigen Sommer fast ununterbrochen gearbeitet worden, so daß derselbe vor Beginn der diesjährigen Reisesaison dem Verkehr übergeben werden kann. Auf dem Thurme wird ein gutes Fernglas zu finden sein; auch wird eine Restauration mit einigen Fremdenzimmern in denselben eingebaut, damit Touristen den Sonnenaufgang auf dem Berge selbst erwarten können. Die Einweihung des Thurmes soll festlich bezeugen werden. Mit Genehmigung Sr. Maj. des Kaisers erhält der Bau den Namen „Franz-Josephs-Aussichtsturm“. Jedenfalls erfolgt die Weihe zu Ostern.

Wandlungen.

Novelle von F. Schiffhorn.

(Fortsetzung.)

Es war schwer, dem Zauber dieses warmen Tones von so reizenden Lippen zu widerstehen, allein Doktor Volke war aus hartem Holze geschnitten und antwortete ziemlich kühl:

„Bedaure sehr, das Vereuen war nie meine Sache und ist es auch heute nicht; ich komme keineswegs als bußfertiger Sünder, sondern lediglich um eine Pflicht zu erfüllen.“

„Das ist —“ stark, wollte Frau von Freieim sagen, doch rasch fiel der Doktor ein:

„Das ist aufrichtig!“

„In der That, mehr als aufrichtig,“ meinte die Dame. „Ich sehe, Sie verändern sich wirklich nicht im geringsten.“

Das Kompliment war offenbar nicht im herkömmlichen schmeichelhaften Sinne gemeint.

„Gott sei Dank, nicht!“ erwiderte gleichwohl der Doktor beifühgend. „Leider, daß ich nicht das Gleiche von Ihnen sagen kann. Sie, gnädige Frau, verändern sich sehr.“

„Wirklich?“ fragte Frau von Freieim mit einem Lächeln auf den Lippen und einem Blick auf den ihr gegenüberhängenden Spiegel, welche deutlich sagten: „Aber nicht zu meinem Nachtheil.“

„Ja,“ fuhr der Doktor trocken fort, „die kleine Professorstochter, welche so gern über den Büchern saß und über Dinge schwatzte, die sie nicht verstand, wurde zur großen Weltkame, die den Sport pflegt und die das Leben als ein überschäumendes Glas Champagner zu betrachten scheint, welches möglichst rasch genossen werden muß.“

„Doktor!“

Es war nur ein Wort, doch die dasselbe begleitenden Blicke aus den großen schwarzen Augen kündeten dem Sprecher, daß sich die „große Dame“ jedenfalls ebenso wenig hofmeistern lasse, als die kleine Professorstochter; und um dem Jugendfreunde oder vielmehr Feinde jeden Zweifel darüber zu benehmen, sagte sie nach kurzer Pause:

„Sie haben übrigens in einer Beziehung ganz recht, Herr Doktor, in der Veränderung nämlich, daß die Professorstochter Ihren Beifall nicht fand, die Weltkame aber ihn nicht sucht.“

Doktor Volke verneigte sich mit einer Miene, welche sagte: Ganz gut, nun stehen wir wieder auf dem richtigen Standpunkte.

Das kleine Wortgeplänkel hatte sich so rasch entsponnen, daß Frau von Freieim erst jetzt Zeit fand, dem Doktor einen Platz anzuweisen, worauf sie höflich an dessen frühere Aeußerung anknüpfte:

„Sie sagten, daß eine Pflicht Sie hierher führte?“ „Allerdings,“ bejahte der Doktor, und gewohntermaßen geradeswegs auf sein Ziel lossteuernd, fuhr er fort: „Wie ich höre, stehen Sie im Begriffe, eine Verbindung mit dem Grafen Hochkirch einzugehen. Ist dem so?“

Die Frage war so einfach und natürlich, dennoch vermied Frau von Freieim des Doktors forschenden Blick, als sie mit der Gegenfrage antwortete:

„Und wenn dem so wäre?“

„Dann ist es eben meine Pflicht, Sie zu warnen,“ versetzte der Doktor ernst.

Frau v. Freieim blickte groß auf.

„Und Ihre Gründe?“ fragte sie. „Denn ich setze voraus, daß ein Mann Ihres Charakters nicht ohne solche eine Warnung auspricht, die zugleich eine Verdächtigung enthält.“

„Bitte sehr, gnädige Frau, ich verdächtige weder mit noch ohne Gründe,“ versetzte der durch das Wort Gereizte. „Meine Warnung stützt sich auf Thatsachen, die leider mit einem Geheimnisse verflochten sind, das nicht mir gehört, daher ich mich eben auf Ihre Kenntniß meines Charakters berufen muß; einer Fremden gegenüber hätte ich jedenfalls geschwiegen.“

„Einer Fremden?“ betonte Frau v. Freieim.

„Behandelten Sie mich nicht gestern als solche?“ Einem kaltblätigeren Beobachter wäre es jedenfalls aufgefallen, daß die Dame über die Verdächtigung des Grafen lange nicht so empört war, als es einer Braut ziemte; der Doktor war offenbar heute nicht so scharf blickend als sonst und erwiderte eifrig:

„Die vornehme, von Kavaliern umworbene Dame muß dem schlichten Landarzt fremd bleiben, auch bezog sich mein Pflichtgefühl nicht auf diese, sondern auf die Tochter meines Wohlthäters.“

„Ihres Wohlthäters?“ wiederholte die Dame erstaunt. „Ich wüßte nicht, das mein Vater —“

„Daß selbst Sie nichts davon wissen,“ fiel Doktor Volke ein, „ist nur ein Beweis mehr für den Edelmut des seltenen Mannes. — Ich war ein armer Student, gnädige Frau, und lebte durch Stundengeben. Ich hungerte und froh und wäre wahrscheinlich verkommen ohne das Wohlwollen Ihres Vaters, der mir wissenschaftliche Arbeiten übertrug und meine Leistungen so dauernd lohnte, daß ich noch vollauf Mühe für meine Berufsstudien gewann. Was ich weiß und bin, so wenig dies auch in Ihren Augen gelten mag, ich verdanke es nur Ihrem Vater, und darum war es meine Pflicht, dessen Tochter womöglich vor einem Schritte zu warnen, der —“

„Ich danke Ihnen,“ fiel Frau v. Freieim jetzt ein, indem sie mühsam die durch des Doktors Erzählung hervorgerufene Bewegung dem schroffen Manne verbarz. „Ich danke Ihnen, Sie thaten wirklich Ihre Pflicht, doch auch ich kenne die meine und werde sie zu erfüllen wissen. So wenig ich Ursache habe, Ihre Wahrheitsliebe zu bezweifeln, so wenig steht es mir zu, der Ehrenhaftigkeit Graf Hochkirchs zu mißtrauen, in so lange ich die Thatsachen, welche —“

„Sie lieben den Grafen also?“ unterbrach sie der Doktor.

Dieser unzeitigen, dem Doktor, der sich fast zornig erhoben hatte, unwillkürlich entschlüpfen Frage gegenüber fand die Dame mit einem Male ihre frühere stolze Haltung wieder.

„Ob die Weltkame, der das Leben Ihrer Meinung nach nur ein Glas Champagner ist, liebt oder nicht, kann Ihnen, Doktor, doch gleichgültig sein!“ sagte Frau v. Freieim.

Statt durch die erlittene Schlappe vorsichtiger zu werden, erwiderte der Doktor nur noch hitziger:

„Richtig, auch war meine Frage ganz überflüssig; denn der Graf Hochkirch ist ja ein vollendetes Kavaller, welcher die feinsten Manieren und den besten Pariser Schneider —“

„Genug, Doktor,“ fiel die Dame ein, „ich kenne diese Sprache, doch was dem Jugendgenossen gestattet war, darf sich der Fremde nicht erlauben. — übrigens, Doktor,“ fuhr sie fort, während ein bitter ironisches Lächeln die vollen Lippen kräufelte, „sollten Sie im Laufe der Jahre nie die Wahrnehmung gemacht haben, daß Männlichkeit und Ehrenhaftigkeit nichts verlieren, wenn sie sich in gefälliger Hülle zeigen, daß die Wahrheit eine Frucht ist, deren Aroma, mit Zucker kredenz, nur gewinnt, und daß ein Mann sehr tüchtig sein kann, ohne unhöflich, rücksichtslos, schroff, anmaßend, absprechend —“

„Danke,“ fiel jetzt der Doktor seinerseits ein, „die Liste scheint mir schon lang genug und ist, wenn wahr, jedenfalls eine Frucht, an der man nicht viel Zucker verspürt. Indessen ich liebe die herben Früchte, mich hat das Schicksal eben nicht mit Süßigkeiten verwöhnt, und darum, gnädige Frau, scheiden sich, wie Sie sehen, unsere Wege.“

Frau v. Freieim wollte antworten, vielleicht um die dem Doktor verabreichte Frucht nachträglich ein wenig zu versüßen, doch dieser verneigte sich rasch und verließ die prächtige Villa und ihre schöne Bewohnerin in noch grimmigerer Stimmung, als er sie betreten.

„Ein Selbstschnebel ist sie nicht mehr,“ sagte er heimkehrend halblaut zu sich, „denn sie hat in die Rinne wie der älteste Specht; aber das hat man da-

von, wenn man sich der Weiber annimmt; sie wollen betrogen sein, also betrüge man sie."

Während der Doktor das so variierte Zitat vor sich hinhimmelt, schlug er jedoch mit seinem Riesenschirm so gewaltig um sich, als wäre dieser ein Gieskinnbade und alle, die dem eben ausgesprochenen Grundsatz huldigten, vernichtendwerthe Pfeilspitzen.

III.

Das Anwesen, auf welches Ralph nach der Trennung von dem Doktor zuschritt, war das Heim des letzteren und entsprach seiner inneren und äußeren Ausstattung nach ganz den bescheidenen Ansprüchen seines Besitzers, obschon auch hier die auffallende Nettigkeit und die Sauberkeit der Ausschmückung das Walten von Frauenhänden verrieth.

Frau Anna, die Eignerin dieser fleißigen Hände, galt allgemein als eine entfernte Verwandte des Doktor Volke und war vor etwa zehn Jahren mit einem kleinen Mädchen von der Residenz gekommen, seit welcher Zeit sie das Hauswesen zur vollsten Zufriedenheit des Hausherrn führte.

Böse Jungen wußten anfangs natürlich an dem Verhältnis des Doktors zu der Fremden viel zu deuteln und zu rechnen, doch da Frau Anna durch ein äußerst zurückgezogenes Leben weiteren Bemerkungen jeden Anhalt entzog, war man des undankbaren Stoffes bald müde und jene mißliebigen Deutungen wurden endlich nur mehr von alternden Jungfrauen und Müttern beirathsfähiger Töchter gleichsam als heilige Traditionen bewahrt, welchen allerdings das Junggesellenleben des berühmten Arztes mit jedem, ach, so schnell schwindenden Jahre mehr Kergerniß gab.

Seither war Frau Anna fast zur Matrone geworden, deren durch eine unbefiegbare Schwermuth früh gealterte Züge kaum eine Spur mehr der einstigen Schönheit verriethen, wogegen das kleine Märchen sich so frisch und rosig entwickelt hatte, als gäbe es weder Schwermuth noch Trauer im Leben.

Doktor Volke hütete diesen Schatz aber auch wie ein Geiziger und Ralph war der einzige junge Mann, der sich ihm nähern durfte, vielleicht weil dessen Aeußeres am wenigsten geeignet schien, ein Frauenherz zu entflammen. Sein Gesicht war nämlich durch Brandwunden so entstellt, daß der Anblick desselben fast abschreckend gewesen wäre, hätte nicht das große, sprechende Auge den Eindruck gemildert.

Zwischen den beiden jungen Leuten war zwar ein recht trantes, aber harmlos geschwisterliches Verhältnis entstanden, dem der Doktor um so lieber Vorschub leistete, als er darin einen Schutz gegen vorzeitiges Keimen einer leidenschaftlichen Neigung in dem jungfräulichen Herzen seines Pfleglings sah.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Sächsische Vieh-Versicherungsbank in Dresden, als die größte Gesellschaft ihrer Branche, hat in dem abgelaufenen Geschäftsjahre besonders glänzende Resultate zu verzeichnen. Der Zugang an neuen Versicherungen, sowie die Prämienreserve ist erheblich gestiegen und letztere durch weiteren Ankauf deutscher Staatspapiere sicher gestellt worden. Den bedeutenden Geschäftsausschwung verbankt die Bank vornehmlich der Erhebung fester Prämien ohne jedweden Nach- oder Zuschuß, sowie der prompten Regulierung aller berechtigten Schaden-Ansprüche, welche auch im Vorjahre wieder in voller statistischer Höhe zur Auszahlung gelangten. Die

finanzielle Lage der Bank ist eine durchaus günstige und gesunde. Der detaillirte Geschäftsbericht, mit reichem statistischen Material versehen, bietet ein interessantes Bild über die Rührigkeit dieses exact geleiteten empfehlenswerthen Instituts. Bis jetzt hatte die Bank im Ganzen M. 72,698,483 versichert und M. 1,200,809,00 Schäden ausbezahlt. Dr. Wallmann's Versicherungs-Zeitschrift vom 8. Febr. d. J. sagt daher mit vollem Recht, daß die Bank eine solche Befundung erlangt hat, wie sie seit Jahren unsere Viehversicherungs-Gesellschaften anstreben und daß damit das deutsche Versicherungs-Wesen einen neuen glorreichen Triumph gefeiert hat.

Pöbner in Thüringen. Ein raffinirter Mord ist am 8. d. Monats von einem Krüppel an einem jungen Mann verübt worden. Die „Pöbner Ztg.“ schreibt darüber: Viele Leser unseres Blattes werden sich noch eines Krüppels mit verkümmerten Füßen erinnern, der sich nur mittelst der Hände, an denen er Schuhe trug, fortbewegte und hier viel Mitleid erweckte, so daß die Gaben reichlich für ihn floßen. Dieser Mensch hat bei Tachau, an der bairisch-böhmischen Grenze, einen Mord verübt. Bei Ausübung seiner Bettlerprofession kam der Elende in ein Haus, in dem eben einem Burschen eine namhafte Summe Geldes, der Betrag eines abgeschlossenen Handels, ausgezahlt wurde. Der Anblick hiervon reiste in dem verkommenen Subjekte den Plan zum Mord. In der Gegend bekannt, begab sich das Individuum des Weges voraus und legte sich in den Straßengraben; als der Bursche kam, bat das Scheusal jammernd und winselnd, ihm aus dem Schmutz auf die Straße zu helfen, was auch geschah. Als aber der Krüppel sich auf dieser befand, flehte er in rührender Weise weiter, der junge, gesunde Mensch möchte sich doch noch seiner erbarmen und ihn eine Strecke Weges vorwärts auf ein trockenes Plättchen tragen, damit er dort ausruben könne. Pöbner willfahrte ihm der Bursche und nahm den Flehenden auf den Rücken. Dieser griff aber währenddem in seine Tasche, holte das Messer heraus und schnitt seinem Träger den Hals durch, beraubte den im Todeskampf Daliegenden seines Geldes und entfernte sich, so schnell es ihm möglich war, von seinem Opfer. Da fügte es sich aber, daß ein Mann des Weges kam, der dem Sterbenden Beistand leistete und von ihm auf Befragen nach dem Mörder auf das davoneilende Scheusal gewiesen wurde. Es verlautet, daß dieser Unmensch schon etwa sieben Mordthaten auf dieselbe Weise ausgeführt und sich durch diese sowie durch den Bettel ein Vermögen von einigen Tausend Gulden erworben habe.

Coswig i. Anh. Aus Aerger darüber, daß seine Gattin als „schöne Orientalin“ auf dem Maskenball des hiesigen Männer-Turnvereins gehen wollte, hatte dieser Tage ein Geschäftsmann ein Glaschen über den Durs getrunken. Da kommt die zehnjährige Tochter einer Wittve in den Laden, um einen Hering zu kaufen und giebt beim Zahlen ein Fünzigpfennigstück, erhält jedoch nur zwei Pfennige zurück. Als das Kind zögernd stehen bleibt und das noch Fehlende fordert, geräth der Mann so in Wuth, daß die Kleine weinend die Flucht ergreift. Nach wenigen Minuten erscheint die Mutter derselben, eine wadere und handfeste Frau, wie eine gereizte Löwin im Laden und schlägt dem Händler, da eine Verständigung mit ihm unmöglich ist, den salzigen Fisch so lange um die Ohren, bis ihm Hören und Sehen vergehen. Schließlich versuchte die als schöne Orientalin in

feuerrothem Kasan und weißem Turban prangende Ehehälfte die Lynchjustiz zu beenden, wurde jedoch von der kräftigen Wittve, ob mit Absicht oder zufällig, vermag man nicht zu entscheiden, in die Heringstonne gesetzt, deren Parfüm von dem türkischen Costüm so reichlich eingesogen wurde, daß von einer Vethelligung an der Redoute nicht mehr die Rede sein konnte.

Flottes Geschäft. Eisenbahn-Direktor (zu einem Bahnhofs-Restaurateur): „Nun, wie gehen bei ihnen die Geschäfte?“ Restaurateur: „Danke, Herr Director, die Zündhölz'n geh'n am besten!“

Gedankensplitter. Was der Duft bei den Blumen, ist der Geist bei den Menschen. Daher sind auch viele schöne Menschen ebenso ohne Geist, wie es vielen schönen Blumen an Duft gebricht.

Wen Glück und Unglück nicht auf die Probe gestellt haben, der stirbt wie ein Soldat, der nie den Feind gesehen hat.

Wer oft und leicht sagt: Ich bitte um Verzeihung, weiß sie selten wirklich zu verdienen.

Guten Menschen nimmt man selbst oft das Böse nicht übel, bösen aber wird oft selbst das Gute mißdeutet.

Je beschränkter der Mensch, desto eher ahnt er überall Bosheit.

Kirchliche Nachrichten aus der Parochie Eibenstock vom 10. bis 16. Februar 1884.

Getraut: 4) Hermann Emil Zeuner Kaufmann hier und Libby Olga geb. Rau hier. 5) Bernhard Emil Tegner, Copist hier und Auguste Pauline geb. Becker hier. 6) Franz Ernst Rudolf Schlegel, Königl. Förster und Oberförstercandidat in Wolfgrün und Emilie Hedwig geb. Wetengel hier. 7) Franz Albert, Kaufmann hier und Anna Witta geb. Höhl hier.

Getauft: 41) Ernst Heinrich Bauman. 42) Sophie Dietel. 43) Paul Hermann Schädlich, unehel. 44) Elisabeth Lina Clara Säbner in Blauenthal. 45) Anna Selma Taufcher in Muldenhammer.

Begraben: 19) Gustav Adolf, ehel. S. des Robert Edmund Beck, Maschinenfegers hier, 4 M. 20 J. 20) Des Ernst Karl Lamm, Hufeisenschlagschmieds todtgeb. Tochter. 21) Ernst, ehel. S. des weil. Hermann Friedrich Unger, ans. 98. und Bäckermeisters hier, 13 J. 11 M. 12 J. 22) Johann Gottlieb Robert Dechler, Gasthofs- und Brauereibesitzer in Wildenthal, 59 J. 10 M. 20 J.

Am Sonntag Sezagesimä: Vorm. Predigt: II. Sam. 12, 6-7. Hr. Pfarrer Böttlich. Nachm. Ruffionsstunde. Herr Pfarrer Böttlich.

Die Beichtansprache hält Herr Pfarrer Böttlich.

Kirchennachrichten von Johannegeorgenstadt.

Am Sonntag Sezagesimä, früh 9 Uhr predigt wegen auswärtiger Amtirung des Herrn Pastor, Herr Vikar Claus.

Nachmittag 1/2 Uhr Kindergottesdienst für die Knaben. Derselbe.

Kirchennachrichten aus Schönheide.

Sonntag, den 17. Februar (Dom. Sexagesimä), Vormittag 8 Uhr Beichte und Abendmahl. Vormittag 9 Uhr Gottesdienst mit Predigt. Nachmittag 2 Uhr Beichtstunde.

Chemnitzer Marktpreise vom 13. Februar 1884.

Weizen russ. Sort.	9 Mt. 75 Pf. bis 10 Mt. 80 Pf. pr. 50 Kilo.
weiß u. bunt	9 * 40 * 10 * 25 * * *
gelb	9 * 45 * 9 * 95 * * *
Roggen inländ.	8 * 25 * 8 * 45 * * *
sächsischer	7 * 90 * 8 * 30 * * *
fremder	7 * 80 * 8 * 05 * * *
Braugerste	8 * 75 * 9 * 90 * * *
Futtergerste	— * — * — * — * * *
Safer	6 * 80 * 7 * — * * *
verregnet	6 * — * — * — * * *
Kocherbsen	9 * 50 * 9 * 80 * * *
Mahl- u. Futtererbsen	8 * 75 * 9 * 15 * * *
Hen	3 * 60 * 4 * 20 * * *
Stroh	2 * 30 * 2 * 80 * * *
Kartoffeln	2 * 50 * 2 * 90 * * *
Butter	2 * 10 * 2 * 70 * * 1

Empfehlung!

Kampert's Gicht-Pflaster, Kampert's Heil-Pflaster, Kampert's Wund-Pflaster, Kampert's Inng-Pflaster, Kampert's Fuß-Pflaster, Kampert's Magen-Pflaster, Kampert's Hühneraugen-Pflaster, Kampert's Frostballen-Pflaster, Kampert's Pflaster heilt schmerzlos, benimmt die Hitze und verhärtet wildes Fleisch. Kampert's Pflaster erwärmt, erweicht und reinigt. Preis à Schachtel 25 u. 50 Pf. Haupt-Depot die Apotheken in Eibenstock, Schneeberg u. Johannegeorgenstadt.



Nur echt mit dieser Schutzmarke:



Malz-Extract u. Caramellen*) v. L. H. Pietsch & Co., Breslau.

Die durch zahlreiche Danckschreiben anerkannt bewährtesten u. besten diätetischen Genuß-Mittel bei Husten, Keuchhusten, Catarrh, Heiserkeit, Verschleimung, Hals- und Brustleiden, vom einfachen Catarrh bis zur Lungenwindfucht. — Außer zahlreichen Anerkennungen besitzen wir auch ein amtliches Danckschreiben der Hauptverwaltung des rothen Kreuzes in St. Petersburg.

*) Extract à Flasche 1 M., 1,75 u. 2,50. Caramellen à Beutel 30 und 50 Pfg. — Zu haben in Eibenstock bei Richard Schürer.

Dr. Spranger'sche Magentropfen

helfen sofort bei Magenkrampf, Migraine, Fieber, Kopfschmerz, Cholera, Brustkrampf, Sodbrennen etc. Bei belegter Zunge den Appetit sofort wieder herstellend. Wirken schnell und schmerzlos offenen Leib, gegen Hämorrhoiden ausgezeichnet. Preis à Fl. 60 Pf. Zu haben in der Apotheke in Johannegeorgenstadt.

Bestes Wiesenhau, Korn- und Oaserstroh (Handdruck) verkauft Emilie verw. Kockstroh.

Wir suchen

an jedem, auch dem kleinsten Orte, tüchtige Agenten anzustellen, wo wir noch nicht oder ungenügend vertreten sind. Adr.: General-Direction der Sächsischen Vieh-Versicherungsbank in Dresden.

Theoret.-prakt.

Bücher-Unterricht

nach leicht faßlicher Methode erteilt Otto Geelhaar, Uhrmacher.

Allen Kindern,

die bei Kuhmilch nicht gut zunehmen, reiche man die Milch mit Zusatz von Timpe's Kindernahrung; sie werden vortreflich gedeihen, ältere Säuglinge besonders sichtbar. Prospekte gratis. Lager in den

Apotheken

zu Eibenstock u. Johannegeorgenstadt.

Eine Parthie Risten

verkauft

C. G. Seidel.

Personenpost-Verkehr:

Zwischen Eibenstock-Schneeberg. Aus Eibenst. 5¹⁰ Früh, in Schneeb. 7¹⁰ Früh. Schneeb. 11²⁰ Nachts, in Eibenst. 2 Nachts. Eibenstock-Johannegeorgenstadt. Aus Eibenst. 9 Früh, in Joh.-Gst. 11¹⁰ Vorm. Joh.-Gst. 5¹⁰ Nachm., in Eibenst. 7²⁰ Ab. Zwischen Eibenstock-Reudeb. Aus Eibenst. 9¹⁰ Früh, in Reudeb. 2³⁰ Nachm. Reudeb. 2³⁰ Nachm., in Eibenst. 7²⁰ Ab. Zwischen Jägergrün-Kuerbach. Aus Jägergrün 10¹⁰ Vorm., 8 Abends, in 1 Stunde 25 Minuten. Kuerbach 7 Vorm., 4³⁰ Nachm., in 1 Stunde 30 Minuten.

Geschäfts-Veränderung.

Einem geehrten Publikum von hier und Umgegend die ergebene Anzeige, daß ich mein Nähmaschinen-Geschäft & Reparaturwerkstatt von der Lange Straße No. 400 nach der Hauptstraße No. 42 in das Haus des Herrn F. A. Zwilling verlegt habe und bitte, mir das bisher geschenkte Vertrauen auch ferner zu bewahren.

Gleichzeitig empfehle Näh-, Tambourir-, Soutache-, Schnur-, Raschinen und Apparate, sowie Gaustelegaphen, Inductions-Apparate, Fernsprech-Anlagen etc. etc. und bringe meine Reparatur-Werkstatt in empfehlende Erinnerung.

Hochachtungsvoll

Johannes Haas,
Mechaniker.

Perlen- und Schmelz-Lager

R. W. Grube & Co.

Eibenstock, Langestraße No. 328.

Mittwoch,

den 20. Februar 1884

bin ich in Eibenstock nicht zu sprechen.

Rechtsanwalt
Schraps.

(No. 1660.)

Directe Post-Dampfschiffahrt Hamburg-Amerika

Nach New-York jeden
Mittwoch u. Sonntag
mit Deutschen Dampfschiffen der
Hamburg-Amerikanischen
Packetfahrt-Actien-Gesellschaft

August Bolten, Hamburg.
Auskunft u. Uebersichts-Bezüge bei:
Heinrich Wolf
in Kuerbach.

Capitel Nr. 300. Briefkasten Nr. 80.

Ein Garçon-Logis

ist zu vermieten

Postplatz No. 50.

Meine Wiesen und Felder mit Wohn- und Wirtschafts-Räumen wünsche ich im Ganzen oder auch getheilt billig zu verpachten. Auch habe ich noch ein Garçon-Logis und einen Verkaufsladen mit Materialwaaren-Einrichtung zu vermieten.

Heinrich Meichsner.

Offerte.

Oehmig-Weidlich's Prima-Seife,
gelblich, in Original-Packeten von 6 Pfund für 3 Mark und 3 Pfund für 1 Mark 50 Pfg.

(nebst Beilage eines Stück seiner Handseife.)
Harzseife I. Qual.,
Packete von 3 Pfund für 1 Mark 15 Pfg.

Elainseife,
feste Schmierseife, in Stücken, in Original-Packeten von 5 Pfd. für 1 Mark 50 Pfg. und 2 1/2 Pfd. für 78 Pfg. aus der Fabrik von

C. H. Oehmig-Weidlich in Zeitz.
gegründet im Jahre 1807, neu erbaut 1880/81.

Diese Prima-Seife ist die anerkannt beste Waschseife und dient zur Reinigung jeder Stoffe, auch der feinsten; sie ist vollständig rein und neutral abgerichtet und von solcher Güte, daß 1 Pfund derselben ebensoviel Wäsche reinigt, wie 2-3 Pfund der gewöhnlich im Handel vorkommenden billigeren Seifen. Der Wäsche selbst giebt sie einen angenehmen Geruch.

Die Harzseife I. Qual. findet besonders zum Waschen dunkler oder sehr schmutziger Wäsche die beste Verwendung.

Die Elainseife, beim Einweichen der Wäsche durch Einwickelung angewendet, ist die vorthellhafteste Seife zum Vorwaschen der Hauswäsche, die anerkannt vorzüglichste zum Bleichen der Wäsche und die beste zum Scheuern.

Proben von 1/2 Pfund an stehen zu Diensten.
Im Detail offerire: Prima-Seife 50 Pfg., Harzseife I. Qual. 40 Pfg., Elainseife 38 Pfg. per Pfund.

Eibenstock **H. Klemm.**
do. **C. W. Friedrich.**
Joh.-Georgensf. **Herm. Braendel.**
Schönheide **Apoth. Arno Schulze.**

Für Confiremandinnen

empfehle:

Jaquets & Umhänge

in geschmackvoller Arbeit und bei großer Auswahl.

A. J. Kalitzki.

Die Leipziger Pifanten Blätter

illustrirte humoristisch-satyrische Wochenschrift

haben sich durch ihren feinen, humoristischen, äußerst pikanten Inhalt bereits nicht nur in ganz Sachsen, sondern auch im übrigen Deutschland auf's Glänzendste eingeführt. Neben seinem gediegenen Texte bringt dieses Blatt auch vorzügliche Illustrationen, wie überhaupt die ganze Ausstattung eine hohelegante ist. Mit Nr. 1. beginnt der Zukunftsroman von **Sacher-Masoch**, „Leipzig in hundert Jahren“. Der Preis ist billiger als der eines jeden Witzblattes. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Zeitungs-Spediteuren für 1 Ml. 25 Pfg., bei den Postanstalten für 1 Ml. 50 Pfg. pro Vierteljahr. Inserate (pro Zeile 20 Pfg.) finden die weiteste Verbreitung.

G. Laudien, Buchhandlung,
Leipzig, Salzgäßchen 4.

Carne pura

Armee- und Volks-Nahrungsmittel.

Größter Nährwerth, leichteste Verdaulichkeit, große Billigkeit.

Garantie für Reinheit, Güte und Haltbarkeit.

Depot bei **Bernhard Löscher** in Eibenstock.

Mehrere geübte Tüllausbesserer und Plätterinnen

suchen zum sofortigen Antritt

L. Rockstroh.

Einige geübte

Tambourirerinnen

in oder außer dem Hause finden sofort dauernde Beschäftigung bei

Emil Schubart.

Ein exacter Drucker

wird gesucht. Zu erfahren in der Expedition dieses Blattes.

Einen fleißigen u. exacten Sticker

für 2fach 1/4 sucht sofort

Th. Haertel.

War das Alles ???

Eine gutgehende 2fach 1/4

Stickmaschine

mit Vog- und Bohrapparat ist sofort preiswerth zu verkaufen. Näheres durch **Kaasenstein & Vogler** in Falkenstein.

570,000 Mlk.

à 4 1/4 %

haben auf Gutsgrundstücke feststehend sofort oder später auszuleihen

Lindner & Co.,
Leipzig, Reichstr. 46 I.

3000 Mlk.

auf zweite Hypothek zum höchsten Zinsfuß sofort gesucht. Durch wen? zu erfragen in der Exped. d. Bl.

Tüchtige Arbeiterinnen

auf Perlspigen sucht ein auswärtiges Haus. Gest. Franco-Offerten unter **N. 1584** an **Rudolf Rosse,** Frankfurt a. M.

Eau de Cologne

in Flaschen verschiedenster Größe sowie **ff Blumengeist** empfiehlt **E. Hannebohn.**

„Gambrinus“ Schönheide.

Sonntag, den 17. d. M., Abends von 8 Uhr ab:

Gesangs-Concert des Vereins „Liederkrantz“.
Nach dem Concert **BALL.**

Feldschlößchen.

Sonntag, den 24. Februar:

Grosses Militär-Concert

vom Trompetercorps des Königl. Sächs. Train-Bataillons Nr. 12 aus Dresden unter Leitung seines Stabstrompeters **C. Berger.**

Nach dem Concert folgt **BALL.**

Näheres in einer der nächsten Nummern d. Bl.

Lohnstickerei

1/2 u. 1/4 Rapport, wird Sonntag, den 17. Febr., Vormittags von 10 Uhr an ausgegeben im

Hotel Stadt Leipzig,
Zimmer No. 5.

Zum Schlachtfest

in der **Gar-tüche** ladet Montag auf künftigen freundlichst ein

F. Göbler.

UNION.

Heute: **Regel-Abend.**

Feldschlößchen.

Heute Abend von 7 Uhr an: **Pötel-schweinsknöchel m. Röhren,** wozu ergebenst einladet

E. Eberwein.

Heute Abend: Scat-Club.

Heute Sonnabend, von 5 Uhr an

Sauere Flecke

bei **Gustav Hüttner, Fleischermstr.**

Stammtisch zum Kreuz.

Nächsten Montag: **Versammlung.**

Handwerker-Verein.

Nächsten Montag: **Versammlung.**

Tagesordnung:

Stiftungsfest betreffend.

Wolfsgrün.

Morgen Sonntag, v. Nachm. 4 Uhr an

Tanzmusik.

Montag **Schlachtfest,** Vormittags 11 Uhr **Wellfleisch,** Abends **frische Wurst und Musikal. Abendunterhaltung,** wozu ergebenst einladet

Louis Günther.

Feldschlößchen.

Morgen Sonntag, v. Nachm. 4 Uhr an

Tanzmusik,

wozu ergebenst einladet

E. Eberwein.

Schützenhaus.

Morgen Sonntag, v. Nachm. 4 Uhr an

Tanzmusik,

wozu freundlichst einladet

G. Becher.

Deutsches Haus.

Morgen Sonntag, v. Nachm. 4 Uhr an

Tanzmusik,

wozu ergebenst einladet

G. Heidenfelder.

Schönheiderhammer.

Morgen Sonntag, v. Nachm. 4 Uhr an

Tanzmusik,

wozu ergebenst einladet

G. Hendel.

Druck und Verlag von **E. Hannebohn** in Eibenstock.

hierzu eine Beilage.

Beilage zu Nr. 21 des „Amts- und Anzeigeblasses“.

Eibenstock, den 16. Februar 1884.

Das Pfeifenrösel von Hamm.

Ein Hamburgischer Roman von J. Steinmann.
(Fortsetzung.)

Er hatte jetzt über die ganze Sache seine eigenen Gedanken.

Bernhard war ein Mann über die mittleren 30 Jahre hinaus. Er war gut situiert und sein Geschäft nahm von Jahr zu Jahr einen größeren Umfang an. Es gab viele speculative Mütter in der Gesellschaft, welche Bernhard Moosheim für eine sehr gute Partie für eine ihrer Töchter gehalten hätten, aber der so bevorzugte Mann zeigte sich wenig geneigt, diese Fürsorge zu verdienen und sich überhaupt nur darum zu kümmern. Einen Grund mußte es haben, daß Bernhard Moosheim sich dem schönen Geschlecht so wenig geneigt zeigte. Einige sprachen sogar von bereits eingegangenen Verpflichtungen, aber als man darüber nachgedacht hatte, daß Angesichts der bestehenden Thatsachen derartige Muthmaßungen nicht stichhaltig seien, mußte man einen anderen Grund für seine Vorliebe für den Junggesellenstand suchen. Moosheim hatte sich der Damenwelt gegenüber nie anders als lebenswürdig gezeigt; es wäre die schmachlichste Verleumdung gewesen, wenn man ihn hätte ungalant nennen wollen, — vielleicht war er in früheren Jahren oftmals zu galant gewesen. Ohne Zweifel, — das war das Rechte! Noch einige Thee- und Kaffeegesellschaften und Bernhard Moosheim war der vollendetste Roué.

Und doch war er nichts weniger als das. Er hatte seine Jugend genossen, aber mit Maaß und Ziel und dachte keineswegs daran, immer unverheiratet zu bleiben, ja, bisweilen fühlte er sich einsam, — recht einsam. Aber wenn er noch keine Frau in sein hübsches, wohnlich eingerichtetes Haus geführt, so hatte das seinen einzigen Grund darin, daß er noch kein Mädchen gefunden, welches den Anforderungen, die er an seine künftige Frau stellte, entsprachen hatte.

Bernhard's Mutter war eine vorzügliche Frau gewesen, welche die Erziehung ihres einzigen Sohnes ausschließlich in ihre Hand nahm und seine Mutter hatte er vergöttert. Wie hätte er eine Frau finden sollen, die seiner Mutter nur im Entferntesten ähnlich gewesen wäre? Er stellte übertriebene Anforderungen an das schöne Geschlecht und als er sein Ideal nicht fand, blieb er unverheiratet.

Auch unter den Männern besaß er wenig Freunde. Sein scharfer, durchdringender Blick entdeckte leicht die Schäden und Mängel der Gesellschaft und sein Geist war eine Geißel, welche alle Welt fürchtete. So stand er ziemlich isolirt da, und wenn man ihn trotzdem in allen Gesellschaften sah, so hatte das einestheils seinen Grund in der angesehenen Stellung, welche er einnahm, andererseits mochte immerhin noch die Stunde kommen, wo er sich eines Besseren besinnen und eine der jungen Mädchen würdig finden könnte, sie in seinem Hause als Herrin walten zu sehen.

Aber auch diese letzte Hoffnung schien sich nicht erfüllen zu sollen. Seit einiger Zeit lehnte Moosheim hartnäckig alle Einladungen ab, und man sah ihn höchstens im Halden'schen Hause. Man schüttelte die Köpfe, man witzelte, aber man kam mit diesen Spötteleien der Wahrheit ziemlich nahe. Moosheim sollte sich in Erich Halden's Nichte verliebt haben. Man hatte seither Rösel wenig gesehen, sie verließ kaum jemals das Haus, aber man war jetzt um so neugieriger, das Mädchen kennen zu lernen, welches einen Mann wie Moosheim an sich gefesselt haben konnte. Rösel selbst bildete das Tagesgespräch, und daß sie dabei nicht gerade von der günstigsten Seite beurtheilt wurde, ist wohl anzunehmen. Man suchte und spähte in ihrer Vergangenheit umher und es war wirklich schade, daß man so äußerst wenig darüber wußte. Die Halden'sche Familie beobachtete über diesen Punkt ein auffallendes Schweigen.

Moosheim hatte nicht die leiseste Ahnung davon, wie sich Alles um ihn und Rosa Halden, — wie man sie jetzt Ueberall nannte, — drehte. Er war vollauf mit sich selbst beschäftigt und in sofern hatte die Welt wenigstens Recht, daß sie seine Besuche im Halden'schen Hause dem Interesse zuschrieb, welches er für Rösel empfand.

Er sah sie noch vor sich stehen, wie er ihr an der Treppenbiegung begegnet war, er sah sie noch mit dem starren, erschrockenen Gesichtsausdruck, für welchen er erst später eine Erklärung finden sollte. Ihr Gesicht war ihm bekannt erschienen, aber beinahe noch mehr, als sein Interesse, war das Mitleid in ihm erwacht. Es hatte etwas seltsam Rührendes in ihrem lieblichen Antlitz gelegen.

Moosheim hatte Rösel seitdem öfter gesehen, aber sie war ihm immer scheu und ängstlich ausgewichen; er konnte nicht begreifen weshalb, aber eines Tages wurde es ihm doch klar.

Er sah mit Herrn Erich Halden und Karl im

Wohnzimmer und Rösel ordnete den Theetisch. Sie that es mit der ihr eigenthümlichen Anmuth, leise und geräuschlos. Trotz der eifrigen Unterhaltung der Herren fand Moosheim Zeit, Rösel mit seinen Blicken zu verfolgen. In diesem Moment streifte sie mit ihrem Kleide das Röhrchen mit Theelöffeln, welches das Hausmädchen dicht an den Rand des Tisches gesetzt hatte. Das Röhrchen fiel zu Boden und die Löffel flogen auseinander. Moosheim sprang herzu, — Rösel, welche auf dem Fußboden kniete, hob erschreckt ihr Auge zu ihm empor und —

Bernhard taumelte zurück. Herr Erich fragte ihn, was ihm fehle, er war todtenbleich geworden. „Ein Schwindel hatte mich befallen,“ entgegnete er, sich zu einem Lächeln zwingend, „aber er ist schon vorüber!“

Er hatte sich schnell gefaßt, aber er konnte Rösel beim Auffuchen der Löffel nicht mehr behilflich sein. Die plötzliche Entdeckung war für ihn zu überraschend gewesen. Kaum eine Minute war verfloßen, so sagte er sich: „Und dennoch kann es nicht sein!“

Und dann setzte er die Unterhaltung fort, als ob nichts vorgefallen wäre. Nur bisweilen noch flog sein Blick zu Rösel hinüber, aber nicht etwa prüfend und forschend, sondern mit derselben Bewunderung, die sich stets in seinem Antlitz ausgeprägt hatte, wenn er ihren Bewegungen gefolgt war.

Es konnte nicht sein. Während er sich dies sagte, wanderten seine Gedanken in die Vergangenheit zurück. Er hörte die Worte jenes Elenden, welcher sie des Diebstahls beschuldigte, so klar und deutlich, als wären sie erst heute gesprochen und sah Rösel's vor Schrecken erstarrtes Antlitz, als sie, ohne ein Wort zu entgegnen, den Laden verließ. War die vor ihm Stehende wirklich jenes Mädchen, so mußte sie ihn auch erkannt haben.

Moosheim war entschlossen, die Wahrheit zu erforschen; er selbst wollte sie fragen und baute auf eine Auseinandersetzung weitergehender Pläne, aber die Gelegenheit, mit Rösel zu sprechen, kam an diesem Abend nicht; er mußte sich verabschieden, ohne ein Wort an sie richten zu können.

Aber am folgenden Tage fand er Gelegenheit und diese wurde von Rösel selbst herbeigeführt. Sie wußte, daß er sie erkannt hatte und obgleich sie der ganzen Welt gegenüber in trozigem Schweigen verharrt haben würde, wenn man Aufschluß von ihr gefordert, Bernhard hätte sie denselben nicht verweigert. Seine ruhige, achtungsvolle, gleichmäßige Freundlichkeit that ihr wohl, sie vertraute ihm, und in seinem offenen, ehrlichen Blick las sie, daß er dieses Vertrauens würdig sei. Deshalb peinigte sie auch der Gedanke so sehr, daß vielleicht in seinem Herzen noch eine Falte verborgen wäre, hinter welcher das Mißtrauen versteckt sei und war entschlossen, dieselbe zu beseitigen.

Moosheim kam fast täglich zu Herrn Erich und zwar stets zu derselben Stunde. Er pflegte den Kaufherrn nicht im Comtoir, sondern in dessen Arbeitszimmer aufzusuchen, und dann kam er die Treppe herauf über den Korridor.

Mit pochendem Herzen stand Rösel zur festgesetzten Stunde auf dem ersten Treppenabsatz, um ihn zu erwarten. Als sie seinen wohlbekanntesten Schritt hörte, sank ihr Muth und sie stand im Begriff, unverrichteter Sache in ihr Zimmer zurückzulehren, als Moosheim schon an ihrer Seite stand und mit ihr die Treppe hinauffstieg.

Sie gingen nach einer förmlichen Begrüßung schweigend nebeneinander her und bei der Thür des Salons wollte Rösel, welche nun doch nicht den Muth fand, ihr Vorhaben auszuführen, sich von ihm verabschieden. Aber ihr Begleiter hielt plötzlich ihre Hand fest, als sie schon die Thür des Salons geöffnet hatte.

„Wollen Sie mir einige Augenblicke Gehör schenken, mein Fräulein?“ fragte er.

Diese Frage gab ihr schnell den verlorenen Muth zurück.

„Ich habe selbst das Verlangen gehabt, mit Ihnen zu sprechen,“ entgegnete sie nicht ohne Befangenheit. „Wir haben uns schon einmal gesehen.“

Ihre Worte erleichterten ihm seine Absicht. Sie selbst hatte die Unterredung eingeleitet und es wurde ihm nicht schwer, dieselbe fortzuführen.

„So habe ich mich also nicht getäuscht, als ich in Ihnen jenes arme Mädchen zu erkennen glaubte?“

„Nein, Sie haben sich nicht geirrt,“ entgegnete sie mit fester Stimme, obwohl ihr das Blut in die Wangen stieg. „Was haben Sie damals gedacht?“

„Das Mädchen that mir leid. Später sah ich sie nicht wieder und hatte sie auch, offen gestanden, ganz vergessen, bis ich gestern Abend wieder an jene Scene erinnert wurde.“

„Gestern Abend?“ fragte Rösel.

„Gestern Abend,“ bestätigte Moosheim. „Ihr

Blick verrieth Sie mir. Sie hatten mich damals ebenso ängstlich angesehen.“

Rösel schwieg einige Augenblicke. Es schien ihr schwer zu werden, das auszusprechen, was sie sagen wollte. Endlich flüsterte sie:

„Sie haben damals geglaubt, was jener Mann Ihnen sagte?“

Er sah sie beinahe verwundert an.

„Ich dachte nicht weiter darüber nach.“

„Wenn Sie aber darüber nachgedacht hätten,“ fuhr sie dringender fort.

„So würde ich nicht geglaubt haben, daß die Beschuldigung wahr sei.“

Er sprach die Worte ruhig, fast mit einem gewissen Gleichmuth aus. Rösel athmete tief auf.

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie. „Die Beschuldigung war eine abscheuliche Lüge!“

Sie hatte Bernhard ihre Hand entgegengestreckt und er erfaßte dieselbe mit wahrhafter Freude.

„Sie hätten mir das nicht zu sagen brauchen, Fräulein Halden,“ sprach er und der Klang seiner Stimme berührte so weich und warm ihr Ohr, daß er in ihrem Herzen einen Wiederhall fand. „Angenommen selbst, ich hätte damals geglaubt, daß das arme Mädchen ein Opfer trauriger Verhältnisse geworden sei, heute würde ich darauf schwören, daß Rosa Halden eher sterben, als eine unwürdige Handlung begehen könnte.“

„O, wie dank ich Ihnen!“ flüsterte sie, und eine Thräne glänzte in ihrem Auge.

„Wenn Sie jemals eines Freundes bedürfen, so erinnern Sie sich meiner. Wollen sie mir das versprechen?“

„Ja, ich will es!“ sagte sie ohne Bestimmen.

Moosheim führte Rösel's zitternde Hand an seine Lippen und preßte einen Kuß darauf. Dann ging er fort, sie, wie von einem Traum umfungen, zurücklassend.

Wie leicht und froh war es plötzlich in ihr geworden. Er glaubte ihr, ohne daß er sie weiter kannte und wie sehr hatte sie gerade diesen Mann gefürchtet.

Seit jenem Tage sahen Bernhard Moosheim und Rösel sich öfter, weil die Letztere ihm nicht mehr auswich. Karl Halden gegenüber fühlte sich das junge Mädchen doppelt beruhigt. Er wußte, daß sie ihn liebte und darin hatte er nur zu sehr Recht, aber sie war entschlossen, ihm Widerstand zu leisten. Aus einer Verbindung zwischen ihr und ihm konnte nur Groll und Haß erwachsen und sie fühlte, daß sie ihm gegenüber am wenigsten zum Nachgeben geneigt sein würde. Er hatte sie bis in das Innerste ihres Herzens getroffen und die Wunde konnte schwer heilen.

Es war auch unmöglich, Karl stets auszuweichen. Herr Erich hielt sich den größten Theil des Tages in seinem Arbeitszimmer auf und den Rest desselben verbrachte er im Comtoir, höchstens, daß er Abends ein Stündchen in Rösel's und Karl's Gesellschaft war. Frau Bertha verließ noch immer nicht ihr Zimmer und Karl wußte zu jeder Zeit, wo Rösel sich aufhielt.

So war es auf's Neue Frühling und Sommer geworden.

Frau Bertha ging wieder aus, wenigstens in den Garten hinab, aber ihre Wangen waren noch bleicher geworden und nur auf der Mitte derselben war ein rother Fleck sichtbar. Sie fühlte sich so müde und angegriffen, daß die geringste Anstrengung sie völlig erschöpfte. Man prophezeite ihr ein baldiges Ende, und Rösel selbst begann trübe Befürchtungen zu hegen. Frau Bertha, sonst stets rücksichtsvoll gegen Andere, zeigte sich oft herb und gereizt und namentlich hatte auch Rösel unter diesem Zustande zu leiden, weil sie am meisten mit ihr in Berührung kam. Ihr Schlafzimmer befand sich jetzt neben dem Frau Bertha's und oft genug wurde sie durch einen Schrei aus dem Nebenzimmer aus dem Schlafe aufgeschreckt. Die Kranke litt an Luftmangel und mitten in der Nacht hatte Rösel, wenn ein solcher Schrei ertönte und sie aufgesprungen war, dieselbe häufig, im weißen Nachgewande, am offenen Fenster ohnmächtig zusammengesunken gefunden.

Herr Erich kannte den wahren Zustand seiner Frau nicht, die ihm, trotz mancher Härten, ein Trost und eine Stütze gewesen war, ihm das Leben erträglich gemacht und ihn ausgerichtet hatte, wenn er unter der Last der Vergangenheit zusammenbrechen wollte. Frau Bertha klagte nicht und duldete auch nicht, daß Rösel ihren Befürchtungen Ausdruck verlieh.

Der Monat August war gekommen und da hatte sich Frau Bertha endlich in das Unabänderliche gefügt, — sie war nicht mehr aufgestanden. Mit der ihrem Charakter eigenen Energie wehrte sie sich gegen jede Schwäche, aber sie mußte sich einer höheren Gewalt fügen und sie that es.

„Meine Zeit ist gekommen, Rösel,“ sagte sie eines

Morgens zu dem jungen Mädchen, „und ich klage nicht darüber. Ich habe meine Pflichten, die Gott mir auferlegt hat, nach besten Kräften erfüllt und es ist mir manches Mal recht schwer geworden. Beruhigt kann ich von hinnen gehen und die Last von meinen Schultern ab auf eine jüngere Kraft wälzen. Diese Kraft bist Du und Dein Anblick, Kösel, wird mir meine letzte Stunde leicht machen. Ich weiß, ich lasse Alles in guten, treuen Händen und wenn eines Tages etwas Dich von diesem Hause fortziehen sollte, so wirst Du gleichfalls nicht gehen, bis Du das Wohl desselben gesichert weißt. In letzterer Zeit ist mir oftmals der Gedanke gekommen, ob es nicht möglich sei, Dich für immer hier festzuhalten, indem Du Karl's Gattin würdest, aber —“ sie seufzte bei diesen Worten tief auf, „es scheint, als ob Du eine unüberwindliche Abneigung gegen ihn hegst.“

Kösel war bei den letzten Worten todtbleich geworden, aber sie zwang sich zur Ruhe. „Ich habe keine Abneigung gegen Karl,“ flüsterte sie kaum hörbar, „aber ich kann seine Frau niemals werden.“

Frau Bertha schloß einen Moment die Augen. „Ich vermute, was Du fürchtest, Kösel,“ sagte sie mit einem matten Lächeln, indem sie die Hand des Mädchens ergriff. Die meiste Gefahr für eine unglückliche Ehe liegt in einer verschiedenartigen Erziehung. Du hast freilich in dem einen Jahr mehr geleistet, als ich es jemals für möglich gehalten hätte, aber es bleiben Dir noch große Lücken auszufüllen. Fülle sie aus, mein Kind, Du bist noch so jung und wer möchte bei einem so glücklichen Anfang nicht auch ein gutes Ende erwarten?“

Frau Bertha's Kräfte nahmen jetzt mit rapider Schnelligkeit ab, sie litt sehr und Kösel durfte sich nur auf Augenblicke und nur, wenn Herr Erich sie ablöste, vom Krankenlager entfernen, um im Hause Umschau zu halten. Niemand zweifelte jetzt mehr daran, daß der Ausgang dieser schleichenden Krankheit der Herrin des Hauses der Tod sein werde.

Herr Erich schritt bleich und niedergedrückt einher. Die Augen des Kaufmanns blickten zurück in die verfloßene Zeit und wehe dem, an dessen Herzen sich das Schuldbewußtsein heftet. Es war eine endlose Kette, welche die beiden Gatten zusammen getragen hatten und das Gewicht dieser Kette wurde nicht durch gegenseitige Liebe erleichtert.

Herr Erich seufzte aus tiefster Brust auf, wenn er am Krankenlager seiner Gattin saß. Mit musterhafter Treue hatte Frau Bertha ihre Pflicht erfüllt. Jetzt, da sie ihm genommen werden sollte, fühlte er erst, was sie ihm gewesen war und nun versuchte er, sie für all' das Gute zu entschädigen, das sie ihm für eine ganze Lebenszeit so reichlich entgegengebracht hatte, obwohl sie sich ungeliebt wußte. Sie hatte ihn geheirathet, obwohl sie erkannt hatte, daß sein Herz einer Anderen gehörte. Sie war so schwach gewesen, ihm mit dieser Erkenntnis zum Altar zu folgen und küßte diese Schwäche mit einer Ehe ohne Liebe. Aber nie hatte sie darnach geforscht, wer die Frau sei, welche ihr Gatte liebte. Ihren Schmerz bewahrte sie wie ein unverbrüchliches Geheimniß tief in ihrer Brust.

Karl ließ sich nur selten im Krankenzimmer sehen, aber er war deshalb nicht unempfindlich für den schmerzlichen Verlust, welcher ihm bevorstand. Seine Mutter wollte ihn nicht in den dumpfen Kreis der Krankenstube bannen, ihre Liebe ließ sie auf den Trost seiner Gegenwart verzichten. Sie hatte aber noch einen anderen Grund. Sie wollte Karl und Kösel nicht gezwungen zusammen führen. Möchten sie ihre eigenen Wege gehen, um zu einem sicheren Ziele zu gelangen.

Ein heftiger Nordweststurm tobte um das Haus und die Zweige des großen Birnbaumes schlugen gegen die Fenster der Krankenstube. Kösel hatte bis Mitternacht gewacht, war aber dann auf den Wunsch der Kranken zur Ruhe gegangen. Frau Bertha befand sich am Abend kräftiger als seit langer Zeit und hatte lächelnd geäußert, daß sie vielleicht doch noch wieder gesund werden würde.

Kaum hatte sich der Schlaf des erschöpften Mädchens bemächtigt, als ein durchdringender Schrei sie wieder erweckte. Noch traumbevangen sprang sie auf. „Luft! Luft!“ hörte sie Frau Bertha rufen.

Kösel eilte an das Krankenlager. Die Leidende saß aufrecht in den Kissen und rang nach Luft.

„Gieb mir ein Pulver, Kösel,“ leuchtete sie. Kösel that mit zitternden Händen, was Frau Bertha ihr geheißener hatte. Die Kranke athmete bald wieder ruhiger und zwang sich zu einem Lächeln.

„Wie oft habe ich Dich, armes Kind, schon erschreckt,“ sagte sie. „Aber nun ist mir besser, — ich danke Dir. Geh' zur Ruhe, ich werde jetzt auch einschlafen.“

Kösel machte Einwendungen. Sie sagte, daß sie nicht im Geringsten ermüdet sei und nicht schlafen könne. Erst als Frau Bertha energischer in das Mädchen drang, zog sie sich wieder in das angrenzende Zimmer zurück. Aber schlafen konnte sie nicht, fieberhafte Angst und Unruhe quälten sie. Eine Weile saß sie im Nachtleibe, ohne sich zu rühren, dann begann sie sich leise anzukleiden.

Das Frühlroth dämmerte im Osten herauf. Kösel saß lautlos am Fenster und blickte, die Hände über die Kniee gefaltet, in die wildbewegte Natur hinaus. Für den Augenblick hatte sich der Sturm freilich etwas gelegt.

Es mochte gegen vier Uhr sein, als Kösel sich leise und geräuschlos erhob, um nach Frau Bertha zu sehen; sie konnte die Unruhe nicht verschweigen, welche sich ihrer bemächtigt hatte. Ein Blick auf die Kranke ließ ihr das Blut in den Adern gerinnen. Frau Bertha lag mit geöffneten Augen auf ihrem Lager ausgestreckt da. Nur der Tod hatte ihr Gesicht so sehr verändern können. Ein Schrei schwebte auf Kösel's Lippen, aber sie drängte ihn krampfhaft zurück.

Sie beugte sich zu Frau Bertha nieder und betastete die Füße und die Hände derselben, — sie waren eisigkalt.

„Tobt, tobt!“ kam es bebend über ihre Lippen. Aber sie fürchtete den Tod nicht. Sie bedeckte Frau Bertha's Augen mit ihren warmen Händen, um sie zu schließen und erst, als sie diese Absicht erreicht hatte, eilte sie hinaus, um Herrn Erich zu wecken.

Frau Bertha lag im Sarge, welcher, mit Blumen und Kränzen bedeckt, in dem schwarzverhangenen Staatszimmer des Hauses stand. Das Gesicht der Todten hatte wieder den sanften, friedlichen Ausdruck angenommen, der es im Leben so oft verschönt hatte und Herr Erich beneidete seine Gattin fast um die Ruhe, die sie gefunden hatte. Wann würde sein Herz ausruhen dürfen von dem endlosen Kampfe.

Karl ging wie ein Träumender umher, er hatte seine Mutter so innig geliebt. Er war zusammengebrochen, als Kösel ihm die Mittheilung gemacht hatte, daß Frau Bertha todt sei und das junge Mädchen mußte die Hand auf das Herz legen, um die Worte der Liebe, welche sich beim Anblick seines Schmerzes auf ihre Lippen drängten, zurückzuhalten. Sie mußte sich abwenden und eiligt das Gemach verlassen, um nur nicht zu verrathen, was in ihrer Seele vorging.

Es war früh Morgens am Tage des Begräbnisses. Der Diener, welcher bei der Todten Wache gehalten, war im angrenzenden Zimmer eingeschlafen, als Karl eintrat, um ohne Zeugen von den sterblichen Ueberresten seiner Mutter Abschied zu nehmen. Er kniete an dem Fußende des Sarges nieder und heiße Thränen rollten über seine Wangen. Wie einsam und verlassen fühlte er sich in dieser Stunde. Zwischen seinem Vater und ihm hatte nie ein inniges Verhältniß bestanden und wenn es einmal vollends auseinanderzubrechen drohte, dann hatte die sanfte, tröstende Stimme seiner Mutter vermittelt und sie hatte nicht nachgelassen mit Bitten und Ermahnungen, bis der Friede wieder hergestellt war.

Schwere Seufzer entstiegen seiner Brust und Thräne auf Thräne rollte in den dunklen Hart hinab. Als er nach einigen Minuten, in welchen ihn der Schmerz so sehr übermannt hatte, daß er weder sah noch hörte, was um ihn her vorging, aufblickte, stand an der anderen Seite des Sarges Kösel. Ihre Augen ruhten mit dem Ausdruck inniger Liebe und zärtlichen Mitleids auf ihm. Im nächsten Augenblick hatte sich ein weicher Arm um seinen Nacken geschlungen und eine leise, von Thränen erstickte Stimme berührte sein Ohr.

„Weine nicht, Karl, Du bist nicht so einsam, wie Du meinst, — laß mich Deine Schwester sein.“ Sie hatte lange mit sich gerungen, jetzt überwältigte sie der Anblick seines Schmerzes.

Er löste ihren Arm leise los. Dann entgegnete er: „Du, meine Schwester? Nein, — niemals. Was Du mir sein könntest, weißt Du. Du hast mich ungerecht verurtheilt.“

„Sprich nicht so, Karl,“ flehte sie mit leiser, schluchzender Stimme. „Ich habe Dir in dieser Stunde Alles vergeben.“

„Kösel!“ Selbst die Nähe des Todes konnte den hellen, jubelnden Ton nicht zurückschrecken, der in dem einen Worte lag.

„Kösel, — Du willst mich wieder lieb haben?“ „Ich habe Dich immer geliebt, Karl,“ fuhr sie aufschluchzend fort, „aber ich wäre eher gestorben, als daß ich früher nachgegeben hätte.“

Er hatte seinen Arm um sie geschlungen und preßte sie innig an sich.

„Der Himmel wird unsern Bund schützen und bewahren,“ sagte er in ernstem feierlichem Tone. „Hier am Sarge meiner Mutter erkläre ich Dich zu meiner Braut!“

V.

Im Halden'schen Hause ging Alles seinen regelmäßigen, gewohnten Gang. Frau Bertha lag in der Familiengruft bestattet. Man hatte sie schon so lange nicht mehr im Hause schalten und walten sehen, daß man kaum eine Lücke empfand.

Zwischen Karl und Kösel herrschte seit jenem Tage am Sarge der Frau Bertha ein inniges Einverständnis, welches sich aber nur selten bemerkbar

machte, denn die Erkrankung des Herrn Erich nahm vorläufig die Aufmerksamkeit Aller in Anspruch. Karl hatte sein Ziel erreicht. Kösel liebte ihn und mehr verlangte er ja vorläufig nicht. Der Tod seiner Mutter zwang Beide ohnehin, ihre Verlobung geheim zu halten und als Karl Kösel fragte, ob sie wünsche, daß er seinem Vater Mittheilung davon mache, verneinte sie es.

Kösel hatte Frau Bertha sehr geliebt und der Tod derselben grub eine tiefe Lücke in ihr Leben, aber sie wurde ausgefüllt. Karl's Liebe gewährte ihr Ersatz und sie hatte kaum einen anderen Wunsch, als daß es immer so bleiben möge. Selten nur noch pochte das alte Mißtrauen an ihr Herz und wenn es kam, so war sie eifrig bemüht, es sofort zu bannen und es gelang ihr.

Sie hatte allen Grund, sich glücklich zu fühlen und sie war es auch. Sie wünschte nur, daß Frau Bertha noch gelebt hätte, um ihr mit Rath und That beizustehen. Herr Erich war seit dem Tode seiner Frau finstler und zurückhaltend geworden und gegen Karl zeigte er sich bisweilen so hart und abstoßend, daß es Jedermann auffallen mußte.

Niemand ahnte den Grund, — nur Karl glaubte denselben zu errathen und diese aufdämmernde Ahnung, welche ihm mehr und mehr zur Gewißheit wurde, war nicht wenig dazu angethan, die Spannung zwischen Vater und Sohn zu erhöhen. Es konnte ja dem unbefangenen Auge nicht verborgen bleiben, mit welcher Zärtlichkeit Herr Erich an seiner Pflegetochter hing. Er überhäufte Kösel mit Liebesworten und Geschenken und es hatte oft den Anschein, als könne er sich von ihrem Anblick nicht losreißen. Karl sah dies, sah es mit Zorn und Erbitterung, aber er war klug genug, das Zerwürfniß zwischen ihm und seinem Vater nicht auf den Höhepunkt zu treiben, indem er das Verhältniß, in welchem er zu Kösel stand, offenbarte. So mied er Kösel so viel als möglich und begann schweigend zu beobachten.

Das Mädchen ahnte zum Glück von dem Allem nichts. Sie war in dem großen Haushalte ununterbrochen in Anspruch genommen. Es war fast zu viel für ihre Schultern, aber sie hatte es auf sich genommen und dachte nicht daran, irgend etwas von sich abzuwälzen. Sie liebte die Arbeit, welche sie von mancher nutzlosen Träumerei zurückhielt und die Zeit schwand ihr wie im Fluge dahin.

Und wie sah es in Erich Halden's Seele aus seit dem Tode seiner Frau? Man brauchte nur in sein bleiches, verfallenes Antlitz zu sehen, um zu wissen, daß Frau Bertha's Tod ihm sehr zu Herzen gegangen war. Er hatte das Haupt kaum mehr erhoben. Nur, wenn er Kösel sah, glitt es noch einmal wie Sonnenglanz über sein Gesicht und deshalb suchte er ihre Nähe, weil er des belebenden Sonnenlichts bedurfte, um die Nacht seiner Seele zu erhellen.

Erich Halden hatte sein ganzes Leben hindurch für einen streng rechtlichen Charakter gezolten und er war stolz darauf. Dafür aber genoß er auch Ehren und Ansehen. Es gab keinen Menschen, der es gewagt hätte, ihm nachzusagen, daß er jemals ein Unrecht begangen habe und die Gewohnheit besetzte ihn so sehr auf dem Piedestal des allgemeinen Ansehens, daß er glaubte, es müsse sein Tod sein, wenn es Jemandem gelänge, ihn hinabzustößen. Aber es gab auch keinen Menschen, der einen solchen Versuch mit Aussicht auf Erfolg hätte machen können. Es gab nur einen dunklen Punkt im Leben Erich Halden's und die davon Zeugniß abgeben konnten, lagen im Grabe.

Und doch zog sich dieser dunkle Punkt wie ein rother Faden durch sein ganzes ferneres Leben. Von ihm ging alles Unheil aus, das ihm die nachfolgenden Jahre brachten. Einmal im Leben hatte ihm zur rechten Zeit der moralische Muth geschäft, die Folgen einer Handlung zu tragen, mit welcher er sei Lebensglück zu befestigen gedachte; er mußte sich eingestehen, daß der Fluch des Vaters sich auf das Haupt zweier unschuldiger Menschen entladen hatte, während ein festes, männliches Wort aus seinem Munde es hätte verhindern können.

Wenn er doch das eine Wort gesprochen hätte! wie viele unzählige Male im Jahre mochte der Wunsch in ihm lebendig geworden sein. Und heute wollten seine Lippen nicht aufhören, denselben auszusprechen. War es denn noch immer nicht genug der Strafe? Sollte das Härteste wirklich seiner noch warten? Wenn er doch Kösel nie in sein Haus aufgenommen hätte, oder —

Ein finsterner Argwohn hatte seine Seele erfaßt und mit qualvoller Angst beobachtete er jeden Blick seines Sohnes. Karl liebte Kösel — und nun mußte der Vaterfluch sein Haupt treffen.

(Fortsetzung folgt.)